



Die Frömmlerin.

Von Enzyknu Beleda.

Vor Jahren lebte ein Mädchen. Sie erreichte als Jungfrau ein ziemlich hohes Alter, kam aber schließlich zur traurigen Ueberzeugung, daß niemand mehr auf ihren Jungferntanz lauert, und sie beschloß daher, ihn Gott zu opfern.

Sie begann ein sehr frommes Leben zu führen und hütete sich selbst vor schlechten oder auch nur unangehörigen Gedanken.

Ihr Stämmerlein erinnerte an eine Kirche oder Kapelle, so sehr war es mit Heiligenbildern angefüllt, und es roch darin nach geweihten Kräutern. Ihr jungfräulicher, unschuldiger Körper, ganz eingetrodnet durch das viele Fasten und Beten, war über und über mit Kreuzen, Rosenkränzen, Skapulieren und sonstigen sichtbaren Zeichen der Liebe zu Gott behangen.

Und mit jedem Jahr wuchs die Zahl dieser sichtbaren Zeichen des frommen Lebens der Jungfrau, mit jedem Jahr erlosch aber in ihrem Herzen auch immer mehr die Liebe zu den Mitmenschen.

Sie hielt die ganze Welt für ekelhaft und verdorben und sie glaubte sich von ihr durch eine Mauer von Heiligkeit abgrenzen zu müssen. Trotzdem hörte sie nicht auf, sich mit ihren Nächsten zu beschäftigen, für sie zu leiden.

Eines Tages entbrannte diese gottgefällige Frau über irgendeinen anstößigen Vorfall derart in heiligen Zorn der Empörung, daß ihr die Galle überging und sie davon krank wurde.

Die Kunde von ihrer Krankheit durchweilte blitzartig die ganze Gegend und zog bald ganze Scharen von Weibern an ihr Lager.

Die versammelten Weiber sangen bei brennender, geweihten Herzen fromme Lieder und warteten sehnsüchtig auf den Augenblick, wo sich die reine Seele vom Körper lösen wird.

Da entstand um Mitternacht, es schlug soeben die zwölfte Stunde, im Stämmen plötzlich ein Geräusch, das alle bestürzt machte; bald darauf erschien auf den glühenden Kohlen der durch den Stämmen heruntergefallene Teufel in eigener Person vor den totenblischen Weibern.

Die Worte der heiligen Psalmen erstarrten auf ihren Lippen, und bevor noch die mülligen von ihnen Zeit fanden, den Teufel mit Weihwasser zu besprengen, stürzte er sich — wie ein Sabicht auf das Hüdnchen — auf die

krankte Jungfrau, preßte aus ihr die Seele heraus und flog mit einem entsetzlichen Wiehern auf demselben Wege wieder davon.

Der Teufel täuschte sich aber sehr, als er dachte, die Seele der Jungfrau, so leicht in die Hölle zu bringen, wie der Wolf ein Lämmchen in den Wald.

Skaun war er außerhalb des Stämmen, froch ihm die Frömmlerin auf den Rücken, und nachdem sie es sich hier so bequem gemacht hatte, wie sie das sonst im Kirchenchor neben dem Kantor zu tun pflegte, begann sie mit ihrer dünnen, pfeifenden Stimme „Salve Regina“ zu singen.

„Verrede!“ murmelte der Teufel unwillig, denn die Worte des Liedes gingen ihm nicht zu Herzen. Nach einer Weile sprach er:

„Du hast eine häßliche Stimme, höre doch auf, zu wiehern!“

Die Frömmlerin setzte ihr Lied, ohne auf die häßlichen Bemerkungen zu achten, mit einer noch dünneren Stimme fort.

Der Teufel konnte es nicht ertragen und er schrie rasend:

„Halte das Maul, Weib, sonst werfe ich dich hin, daß du nichts zu lachen hast!“

Sie aber sang mit noch größerer Ruhe kreischend weiter und ihr Geschrei erscholl jetzt nicht nur auf der Erde, sondern störte auch die Ruhe des Himmels.

Der Teufel schäumte vor Wut und er erhob bereits die Faust, um sie auf sein Opfer niederzusenken zu lassen, als er plötzlich zwischen den Hörnern und am Nacken einen brennenden Schmerz verspürte; blüßschnell griff er mit der Hand hin und fühlte zwischen den Fingern das Skapulier der Frömmlerin. Allen Menschen ist es doch bekannt, daß nichts die Macht des Teufels wirksamer bekämpft als ein Skapulier; selbst Luzifer hat davor Angst, geschweige denn ein gewöhnlicher, ordinärer Teufel.

Wie gierig immer er auch nach der Seele einer unschuldigen Jungfrau lechzte, in diesem Augenblick hatte er alles vergessen; er schüttelte sich, und wie ein schon gewordenes Fohlen warf er die unbehagliche Last vom Rücken und verfloch sich mit vor Angst hervorquellenden Augen in die Hölle.

Die Seele der Frömmlerin aber fiel auf die Erde. Da sie jedoch ohne Körper war,

nahm sie keinen Schaden. Sie richtete sich auf, gupfte sich ihr Unschuldskleid zurecht und überlegte, was sie nun mit sich beginnen solle.

„In den Körper zurückkehren schickt sich nicht . . . Wohin soll ich mich aber begeben? Ah, ich werde mir schon helfen! Ich fliege geradewegs in den Himmel — ich habe ihn mir doch redlich verdient.“

Sie klatschte in die Hände und hob sich in die Höhe; bald war sie auf der Milchstraße und sie flog auf dieser Straße weiter, denn sie hatte, als sie noch auf der Erde weilte, vernommen, daß sich die Himmelspforte am Ende dieser Straße befindet.

Drei Tage und drei Nächte dauerte diese Reise in den Himmel und endlich am vierten Tage lehnte sie müde, matt und erschöpft am Himmelszaun. Sie schleppte sich entlang dieses Zaunes fort und suchte vergeblich nach einer Oeffnung oder einer Lücke, um in den Himmel zu schlüpfen. Endlich fand sie ein Fensterchen, und sie begann zu klopfen. Zuerst leise, dann stärker, schließlich aus voller Kraft.

„Wer ist dort? Was willst du hier?“ fragte der heilige Petrus ein wenig unwillig.

„Was ich will, fragst du? Ich bin gekommen, mir für mein frommes Leben den Lohn zu holen; da ich mein ganzes Leben in Unschuld verbracht, meinen Leib durch Fasten und Beten gemariert habe, bin ich doch der Himmelskrone würdig geworden? . . . O, o, ich bin nicht so wie die andern . . . Mein Körper ist durchs Fasten bis an die Knochen eingetrodnet, soll das alles umsonst gewesen sein? Und wie vielen Bruderschaften habe ich während meines Lebens angehört!“

Und sie knüpfte ihr Bündel auf, in dem sie alle sichtbaren Zeichen der Gottesliebe mit sich trug.

Der greise Himmelsächlicher aber blidte aus unbekanntem Gründen schieß auf ihr Bündel und er beeilte sich gar nicht, die Pforte zu öffnen.

„Da gibt es nichts zu überlegen!“ schrie die Frömmlerin ungeduldig, als sie den Heiligen zögern sah. „Ja, ja, da gibt es kein Zögern — die Pforte muß geöffnet werden! . . .“

„Wenn es sein muß, gut; aber . . .“

„Was für ein Aber?“ rief sie, schon ganz aufgebracht; „man sieht doch, daß ich Gott geliebt habe? . . .“

„Und deinen Nächsten?“ entgegnete Petrus, „hast du den Leidenden, den Schluchzenden auch nur einmal die Tränen getrocknet? . . . Hast du den Armen auch nur mit einem einzigen hoffnungsvollen Wort getröstet? . . . Hast du den im Dunkel Wandelnden geleuchtet? . . . Ich frage dich: Hast du deinen Nächsten geliebt? . . .“

Die Frömmlerin schwieg. Sie dachte eine Weile nach und erwiderte endlich: „Sie sind der Liebe nicht würdig! Es gab keinen, der so war wie ich! . . .“
Da schloß sich geräuschvoll das Fenster, es donnerte, ein Blitz schlug ein und die Seele der Frömmlerin wurde von den himmlischen Höhen auf die Erde hinabgestoßen, wo sie von

den Winden davongetragen und im Wellfall zerstreut wurde . . .
Am Grabe der Frömmlerin, das nie jemand besuchte, stöhnt nur der Wind, wachsen Disteln und Brennnesseln. Und diese Unkräuter flüstern oft miteinander:
„Sie hat keinen Menschen geliebt! . . .“

**Aus einem Gedichtzyklus:
„Bergleute“.**
Von Kurt Kläber.

**I.
Der Bergmann.**

Das ist sein Tag: Ein schweres dumpfes Mähen
Er ist sein Fröner und ihm untertan.
Die Kohle bricht. Die kleinen Lampen glühen.
Die vollen Wagen rollen auf und an.
Der Abend hebt ihn aus den dunklen Schächten.
Er schmeckt die milde Luft, das reife Feld.
Dann sinkt er unter in den schwarzen Nächten,
Und nichts ist um ihn, das ihn sah erhellt.
Die Jahre wandern. Sommer geht und Winter.
Er wird gebeugter, wird ein alter Baum;
Und nur im Jagen seiner blaffen Kinder
Erhebt er sich und wächst aus seinem Raum.

**„Das Märchen vom
Teilen“.**

Wie der Spießbürger sich den Sozialismus aus-
malt.

Von Fedja.

Der bei den „Gelben“ organisierte Werk-
meister Piepenbruch ist stellenlos. Seinen Heller
hat er in der Tasche . . . kein Brot im Hause
. . . und keine Aussicht auf eine größere Ver-
dienstmöglichkeit.
Der Magen knurrt in bedenklicher Vagheigen-
Monotonie. Der Kopf schmerzt vor Hunger und
der Körper friert in der ungeheizten Dachstube.
Draußen fallen die Schneeflocken, tanzen einen
Reigen um die Luke, und das Thermometer zeigt
15 Grad unter Null.
Just die rechte Stimmung zum Fluchen auf
den schändlichen Matronen und auf alle, die mehr
haben als sie verbrauchen können . . . auf die
Millionäre.
Hunger macht selbst einen Gelben zum Radika-
len.
„Der Teufel soll sie holen — — die Mil-
lionäre,“ brummte er in sich hinein.
Die ungleichmäßige Verteilung des Kapitals
ist an allem schuld, schreit es in ihm. Aber
nicht so laut, daß alle Welt es hören könnte,
aus seinem Munde, denn das mehrtägige Wuf-
fassen hat ihn doch etwas zermürdet.
Und über seine Augen geht, je mehr er in
den silbrigen Flockenschwall hineinzieht, ein hyp-
notisches Klimmern.
Da flammen tief unten auf der Straße die
Gaslampen auf und wie eine großmächtige, un-
endliche Lohe legt sich der Feuerchein auf seine
Augen, pflanzt sich weiter fort bis in die tiefste
Stelle seiner Seele.
Er wiederholt: „Zum Teufel mit allen Mil-
lionären.“ Ich bin der Richter, der Großinqui-
sitor über alle Millionäre der Welt . . . ich bin
der gestrenge Richter.
Von Sibirien, von den Cordilleren, aus allen
Erdrteilen lasse ich die mächtigsten Stämme des
Urwaldes herbeiholen und einen unendlichen,
quadratmeilengroßen Scheiterhaufen zusammen-
tragen auf die weite, freie Heide.
Alle Millionäre dieser Erde werden auf den

Holzstoß gezerrt, das Holzmassiv mit Pech und
Schwefel reichlich begossen und ein brennendes
schwedisches Fündholz von meiner Hand in den
Haufen geworfen . . . Sei . . . wie das Fünd-
chen zur allumfassenden Flamme wird, zum
Autodafé aller Millionäre dieser Erde, ihre
Vermögen habe ich beschlagnahmten lassen . . .
denn nun soll gereist werden . . . redlich gereist.
Der Sottentotte wie der Eskimo, der Azteke
wie der gebildete Mitteleuropäer erhält bis auf
den Pfennig-Bruchteil genau das gleiche. Das
gleiche Stück Land und gleich viel Geld. Alles
habe ich genau ausgerechnet . . . jedes Menschen-
kind erhält 20.000 Mark 25 Pfennige . . . jage
und schreibe in Worten . . . Zwanzigtausend
Mark — 25 Pfennig — Goldmark.
Ist das nicht der Himmel auf Erden?
Und also geschah es.

Eitel Freude herrschte auf dem ganzen Erden-
rund.

Der Knecht Johann kauft sich den lange ge-
wünschten Gutshof, die Ballettdame Anna Mensch
gründet ein Theater und der Dichter Haarlocke
kann endlich die schon oft geplante schönlitera-
rische Halbmonatsschrift „Das Ideal“ heraus-
geben.

Tausende Millionen Wünsche können so erfüllt
werden.

Ist das nicht das reinste Schlaraffenland?

Aber . . . aber . . .

Der Knecht versteht nicht zu wirtschaften, das
Theater der Statistin findet keine Schauspieler
und noch weniger Zuhörer und die Halbmonats-
schrift keine Abonnenten und Inserenten.

Und wie hier . . . so in vielen anderen Fällen.
Jeder hatte ja 20.000 Mark 25 Pfennig. Das
mußte gefeiert und begossen werden. Eine Fest-
lichkeit folgte der anderen. Die Restaurants sind
Tag und Nacht bis auf den letzten Platz besetzt.
Die Wirte, die Bäcker, die Fleischer machen un-
geahnte Geschäfte. Und ihre 20.000 Mark ver-
mehrten sich ungezählte Male.

Zwei Monate herrschte das tollste Leben. Da
wurde der Gutshof zwangsenteignet und das
Theater geschlossen. Die Halbmonatsschrift ent-
schief sanft usw.

Die Wirte, die Zuckerbäcker aber fahren protzig
in funkelnagelneuen Autos. Die anderen aber
müssen wieder graben und schürfen und schaffen
und schuften Tag und Nacht im Frondienst der
anderen.

Und es wurde schlimmer denn zuvor. Die
Zahl der Millionäre hatte sich nach dem großen
Scheiterhaufenbrand in der Heide verdoppelt.
Das Progentum der plötzlich zu Millionären
geordneten Gastwirte und Zuckerbäcker und
Fleischer machte sich breiter denn je.

Sie hatten eben, während alles feierte, die
Konjunktur zu misen verstanden. Nur so kann
man Millionär werden.

Die anderen aber gaben trotz ihrer bitteren
Erfahrungen ihr Hoffen auf die Schlaraffia nicht
auf und sie gingen hin und gründeten eine neue
Partei.

So etwa malt sich der gute Spießbürger den
„Sozialismus . . . den Berggesellschaftlichungs-
prozeß“ aus.

„Das Teilen,“ wie er sagte.
Und die spießbürgerlichen Kinder erzählen
dieses Märchen vom „Teilen“ weiter, wie alte
Großmütter Märchen in gruseligem Spinnstuden
an kalten Winterabenden hinter dem warmen
Ofen erzählen.

Wir aber wissen:

Sozialismus ist eine Gemeinschaft der Arbeit-
enden, nicht der Verzehrenden.

Der Tierbeobachter.

Warum tanzen die Tanzmäuse?

Wer Japan bereist hat, kennt auch die japa-
nischen Tanzmäuse, jene kleinen zierlichen Tier-
chen, die beständig in ihren Käfigen herumrasen
und keine Sekunde still sind. Bei diesem Herum-
wirbeln, das als Tanzen bezeichnet wird, zeigen
die Tiere auch einen sonderbar schwebenden Gang,
so daß sie wirklich einen ganz eigentümlichen
Eindruck auf den Beobachter hervorzurufen. Diese
Tanzsucht der Mäuse ist nun keine natürliche Er-
scheinung, sondern ein Zuchtserfolg der Japaner.
Die Tanzmäuse haben sämtlich einen durch ge-
schickte Züchtung hervorgerufenen Defekt im
Labyrinth des Ohres, durch das bekanntlich die
Wahrnehmungen von Drehungen im Raume
vermittelt wird. Bei den Tanzmäusen, die über-
dies taub sind, sind die Nerven, die zu den
Vogengängen führen, degeneriert und funk-
tionieren nicht in normaler Weise, weshalb die
Tiere jeden Gleichgewichtssinn und auch den
Richtungssinn im Raume verlieren. Sie werden
daher trotz ihres beständigen Herumrasens nie-
mals schwindlig. Mit dieser Nervendegeneration
geht auch eine gewisse Muskelschwäche im Zu-
sammenhang. Tanzmäuse sind immer viel mus-
kelschwächer als normale Mäuse. Eine ähnliche
Erscheinung hat man auch bei Tauben beob-
achtet, bei denen, sobald man das Labyrinth des
Ohres funktionsunfähig macht, ebenfalls starke
Muskelschwäche eintritt.

**Vererbung erworbener Eigenschaften bei
Kanarienvögeln.**

Seit Jahren geht in der Biologie der Streit,
ob erworbene Eigenschaften sich auf die Nach-
kommen vererben können oder nicht. Eine Rich-
tung glaubt, diese Frage auf das entschiedenste
verneinen zu müssen. — Ende vorigen Jahres
ging durch amerikanische Zeitungen die Nach-
richt, daß der Bremer Kanarienzüchter Karl
Reich „jungen Kanarienhähnen Nachtigallen als
Scheitelpfeil gegeben habe. Die männlichen Nach-
kommen jener Kanarienhähne aber, die den
Nachtigallenschlag erlernten, hätten schon von
selbst und von Anfang an wie Nachtigallen
gesungen.“ Der bekannte Biologe Dr. Paul
Kammerer bezweifelte die Richtigkeit der Nach-
richt, trotzdem er ein Anhänger der Vererbung
erworbener Eigenschaften ist, mußte sich aber,
wie er in den Monatsheften berichtet, durch
einen Besuch bei dem Züchter eines besseren
belehren lassen. Kammerer hatte geglaubt, daß
alte und junge Vögel in Hörweite beieinander
gelassen worden waren, so daß nicht Vererbung,
sondern nur Nachahmung in Frage gekommen
wäre. Jedoch war es anders gehandhabt worden.
Die alten angelernten Vögel waren vom Züch-

ter sofort nach der Begattung entfernt worden. Die Jungvögel aber wurden in völlig schall-dichten Eindrücken hervorgezogen, so daß sie bis zu ihren eigenen Gesangsversuchen keinerlei Gesang anderer Vögel gehört hatten. Zwei Generationen sind auf diese Art bereits gezüchtet, die nie eine Nachtigall gehört haben. Trotzdem lassen sie

die stoßenden und schluchzenden Laute der Nachtigall inmitten der Tonsolgen des Kanariens-Edelrollers erschallen. — Diese Tatsache, die außer von Dr. Kammerer auch von anderen Kennern nachgeprüft worden ist, stellt also eine entschiedene Bejahung der Frage nach der Vererbbarkeit erworbenener Eigenschaften dar.

Zitos Streiche.

Von Paul Schnophilos.

Zito, der Bogierrier, trug ein schneeweißes Fell, das nur durch einen pechschwarzen faust-großen Fleck über dem linken Auge und auf dem Ohrlopfel unterbrochen. Er rief den meckwür-digen Eindrud hervor, als ob Zito aus einem dunklen Loch herausgucke. Um seine feuchte Nase spielte oft ein nervöses Zucken. Er war erst vor kurzem in die Stadt gekommen aus einem kleinen Kirchdorf, wo er dem Herrn Pfarrer gehört hatte. Allgemein würde er es dort gut gehabt haben, wenn ihm nicht des Pfarrers Köchin das Leben so schwer gemacht hätte; denn bei jeder Stubenreinigung bekam er mit eiserner Konsequenz mit einem wohlgeäderten dünnen und spiegelglatten Haselnußstock eine gehörige Tracht Prügel. Zito pflegte sich dann schleunigst unter den Küchenherd zu flüchten, um auf diese einfache und praktische Weise sich vor dem weiteren Verben seines wirklich schönen Felles, auf das er stolzer war als manche Frau auf ihre Haare, zu schützen. Wenn dann die Köchin zu einer Kriegsstift griff — oh, die kannte er schon längst aus vielen ähnlichen Fällen — und ihn mit dem Besenstiel oder gar Feuerhaken darunter hervorholen wollte, biß er wütend und verzweifelt mit gefletschten Zähnen in die feindliche Waffe. Wenn die Situation aber gar zu brenzlich wurde, machte er recht schneidige Ausfälle aus seiner Festung auf die Waden der Köchin, die es dann vorzog, sich auf den Küchentisch zu retten, selbst wenn dieser mit ausgewaltem Bandendelteil völlig belegt war. Aber in der Not kriecht der Teufel eben Fliegen und — schmutzige Makkaroni. Denn in der höchsten Wut verstand dieser säbhornige Geselle keinen Spaß mehr und hieb wieder zu, ja in solchen affektbetonten Momenten waren ihm die Hosen und sogar der Talar seines geistlichen Herren nicht mehr sakrosankt. Nach dem letzten wütenden „hi-äjäjäjä“ zog es die Köchin vor, mit Zito Waffenstillstand zu schließen, ja, nur Waffenstillstand, denn zu Gefechten kam es zwischen den beiden immer wieder, trotz dem gleichen Ausgang jedes Treffens, und die Idee eines „ewigen Friedens“ lag ihnen ferner als alles andre.

Zito hatte aber noch ganz andre Dinge auf dem Herdholz. Seine Spezialität bestand darin, sich auf den Rock von sitzenden Frauen zu legen und dort in aller Stille nur ein Bierstübchen zu niden. Dabei haßte er aber nichts mehr als ein unsanftes Gesehörtwerden in dieser Ruhe. Noch vor kurzem hatte er sich an eine Bauersfrau, die dem Herrn Pfarrer einige Lebensmittel gebracht und Zito mehrfach von sich gesagt hatte, hinter ihrem Stuhl voll rabenschwarzer Nachgedanken herangekrochen und der Ahnungslosen ein fast kreisrundes Stück Stoff mit seinen scharfen und spitzen Zähnen aus dem Rock herausgebissen, so glatt und schön, als ob dies ein renommierter Modellschneider mit der Schere ausgeführt hätte. Die Prügel, die er darauf von seinem Herrn hochselbstwürdig bezogen hatte, besaß er noch in so lebhafter Erinnerung, daß er bei ihrem Nach-erleben sich unwillkürlich, ja, einfach zwangs-läufig, hinlegen und mit der rechten Hinterpfote längere Zeit sein glänzendes Fell trocken mußte, ähnlich wie manche Hunde sich respektartig an den Stellen ihres Körpers kratzen, an denen man sie

einige Zeit streicht. Oh, diese Prügel waren ganz erbarmungslos und schrecklich gewesen und dazu noch von so langer Dauer, daß sie Zito eine ganze Ewigkeit dünkten und er schließlich vor lauter Heulen, Atemnot und Entsetzen keinen Ton mehr hervorjapsen konnte. Wie er diesen vermaledeiten Haselnußstock haßte, war überhaupt nicht zu beschreiben! Dafür hatte er ihn aber auch eines schönen Tages, als er den Stod zufällig in einer Ecke der Diele entdeckte, so kurz und klein zerbiß, daß der Herr Pfarrer anfänglich die mehlartigen Reste, die ausjahren wie von Termiten total zerfressene Möbel, nicht zu identifizieren vermochte. Aber diese Tat, die Zito zum Abreagieren seiner verhaltenen Wut, sozusagen als symbolische Handlung zum Vernichten seines Peinigers benötigte, die ihm auch gewisse Erleichterung brachte, genau wie dem Naturmenschen, der seine Götter verprügelt, erlöste ihn nicht dauernd von der Pein. Denn bald darauf war wieder ein neuer und noch viel schönerer Haselnußstock im Hause, den der Pfarrer eigenhändig unter vielen Sträußern seines Gartens mit laubigem Blick ausgewählt hatte, und diesmal lag der Stod immer hoch oben auf dem Schrank, den Zitos nicht erreichen konnte. So war die Situation einfach hoffnungslos und die Aussicht auf ungeahndete Streiche sank auf den Nullpunkt.

Seinen Untaten setzte Zito aber die Krone auf, als er an einem schönen Sonntagmorgen sich auf einer freisch gezeichneten Wiese wälzte und mit goldig schimmerndem, klebrigem Fell zur Dorfkirche trabte, in der die ganze Gemeinde zu frommer Andacht versammelt war. Der Herr Pfarrer hatte gerade die Kanzel betreten und lag, im Gebet versunken, auf der geöffneten Bibel mit dem schönsten Goldschnitt, so daß seine große radikale Glaze wie ein glänzender, gültiger Vollmond auf die andächtige Gemeinde hernieder-schien. In der atemlosen Stille, in der man eine Taschenuhr hätte ticken hören, kommt durch die hintere Sakristeitur, die bei schönem Wetter immer offen stand, Zito schon und verlegen ganz langsam hereinspaziert. Er hatte seinen Herrn gewittert. Die ungewohnte Stille und besonders die muffige Luft, in die er mit seinem parfümier-ten Fell einen neuen Duftkreis ganz eigener Art hineintrug, waren ihm nicht recht geneuer, und alles dünkte ihm bedrückend und geradezu unheimlich. Aber trotzdem rückte er, der so vielen unheimlichen Situationen schon läbn, oft aller-dings auch etwas neugierig ins Auge geblickt hatte, weiter vor, trabte bedächtig und bodfisch-haft schüchtern über den Altarsockel und setzte sich verdutzt in einen Seitengang. Von da schaute er schnuppernd umher, jagte mehrmals die Luft durch seine feuchte Nase, um sie dann stoßartig, wie wenn er etwas höchst Unangenehmes los-werden wollte, wieder auszuatmen, und blidte unverwandt und ein wenig erstaunt auf die ihm so wohlbekannten Glaze seines Herrn. Die fromme Gemeinde ergriff lebhafteste Beunruhigung. Die ehrlichere Jugend, die noch einen natürlichen Sinn für Situationskomik besaß, freute sich die-bisch und stieß sich gegenseitig vor lauter Ueber-mut in die Rippen. Da brachte „Pajors Zito“ doch endlich einmal etwas Abwechslung in diese

ewig gleichen Ermahnungen von der Kanzel. Die älteren Väter dagegen blickten starrungelnd auf den düstenden Störenfried, wagten aber ge-lähmt vor Schreck und häuerlicher Verlegenheit, nichts Entscheidendes gegen diesen vierbeinigen Kirchenbesucher zu unternehmen.

Als jetzt der Herr Pfarrer den Kopf von der Bibel aufhob, um die Predigt zu beginnen, schaute Zito mit Stolz zu ihm empor, und sein schmächtig gestütztes Schwanzende fieberie vor lauter Glückseligkeit des Wiedererkennens. Dem Pfarrer schoß eine Blutwelle nach der andern ins Gesicht. Vergebens versuchte er Zito zu ignorieren. Aber Zito, als selbstbewußter Kerl, ließ sich nicht so ohne weiteres verlegen, erst recht nicht an solch exponierter Stelle. Mit freudigem Ge-bell, das prächtig von der Kirchendecke wider-hallte, janzte er seinem Herrn zu. Der Pfarrer unterbrach nun aber seine Predigt, die er gerade begonnen hatte, höflich verlegen. Da stürzte schon der Kirchendiener auf Zito zu, um ihn zu jangen. Aber Zito, nicht faul, fauste flugs um den Altar herum und kam auf der andern Seite pffigig wie-der zum Vorschein. Jetzt beteiligten sich noch drei beherzte Kirchenbesucher an der Jagd. Doch der flinke Zito, ein ausgezeichneter Springer, ent-wischte immer wieder mit eleganten Sägen. Die Jugend war begeistert von den Wäulen aufge-sprungen und kam völlig auf ihre Kosten. Ja, wie bei jedem Entwichen Zitos die Buben sich freuten! Selbst die Mädchen grinsten ungeniert, und die Buben zupften ihnen vor lauter Jubel an den Höschen. Die Jagd steigerte sich zum fröhlichen Messelreiben.

Selbst der gewandteste Leichtathlet hätte dieser von Minute zu Minute wachsenden Uebermacht nicht mehr standgehalten, und so mußte auch Zito allmählich an Uebergabe denken. Nach einer letz-ten fabelhaften Parforstjagd, bei der Zito seine ganze Meisterschaft im Sprung entwickelte und an der sich alt und jung mit gleicher Anteil-nahme beteiligte, wurde Zito schließlich in einer Ecke scheu und verstört dingfest gemacht. Der Kirchendiener führte ihn am Halsband zur Kir-chentür und verpackte ihm einen derben Fußtritt. Zito, nicht faul, quittierte mit einem durchdrin-genden gellenden „hiää“, das in vielfachem Echo von den Wänden des Gotteshauses niederbrach, und tauste in gestrecktem Galopp in wilder Flucht aus diesem dumpfen Gebäude mit den unfreund-lichen Menschen davon.

Nal — Der Wolf der Flüsse.

Man nennt bisweilen den Fuchs den „Tiger der Flüsse“, und diese Bezeichnung hat ihre Be-rechtigung, wenn man die Wildheit und Grau-samkeit beobachtet, mit denen diese Raubfische die schwächeren Bewohner der Unterwasserwelt angreifen und zerreißen. Aber mit größerem Recht könnte man die Kasse die Wölfe der Flüsse nennen, denn sie sind viel gefräßiger als die Fische und ihrer Beute gegenüber noch viel hart-näckiger und erbarmungsloser. Die Kasse fressen tatsächlich alles: Fische, Fleisch, Insekten, und nichts entgeht ihrer Gefräßigkeit, von der Spinne bis zum toten Hund. Unablässig machen sie auf alle Fischarten Jagd, verschlingen ihren Laich und stöbern die Jungfische in ihren Ver-frieden unter Steinen und Gräsern auf. Die größte Neugierigkeit mit dem Wolf erhält der Nal aber dadurch, daß er der einzige Fisch der mitteleuropäischen Gewässer ist, der seine Beute in Aukeln jagt. Zwar geht der Nal auch — ebenso wie der Wolf — einzeln auf Raub aus, aber wenn das Opfer für den einzelnen Nal zu stark ist, dann verbinden sich mehrere Tiere zum gemeinsamen Angriff. Ein außerordentliches Bild von diesen Raubfischen der „Flußwölfe“ entwirft ein englischer Zoologe. „In einigen Flüssen werden die Laich von einer Krankheit ergriffen“, schreibt er, „die sich in schaumigen Flecken auf dem

Körper äußert. Der kranke Fisch ist natürlich nicht so stark wie der gesunde, und die Nale haben es bald heraus, daß diese Lachse ihnen nicht so lange Widerstand leisten können. Die Nachricht davon verbreitet sich wie ein Lauffeuer im Gewässer. Zuerst nähern sich zwei oder drei Nale dem Lachs von hinten und beißen ihn in die Flossen. Der größere Fisch schüttelt die Angreifer ab, aber sofort folgen ihm die Nale, indem sie ihre Nasen wie Wölfe gebrauchen, die einer Fährte nachspüren. Allmählich wächst die Zahl der Angreifer immer mehr. Ein ganzes Rudel von Nalen umgibt den kranken Lachs; sie treiben ihn vom tiefen Wasser nach den seichteren Ufern und werden immer kühner; sie geben dem unglücklichen Opfer nicht einen Augenblick Ruhe, beißen ihn immer heftiger, bis er schließlich den zahlreichen Wunden erliegt und sich das Kaltrudel gierig auf den toten Körper stürzen kann.

Man lernt nie aus.

Neben dem Haus in Stratford, in dem Schopenhauer einst gewohnt hat, wurde ein Garten angelegt, der die 300 verschiedenen Blumen enthält, die in des Dichters Werken erwähnt sind.

Afrika besitzt soviel Äquatorialland wie die anderen Erdteile zusammen.

Allerlei Hausrezepte

Wildlederhandschuhe reinigt man trocken, indem man sie über die Hand zieht und mit einem weichen, in Mehl getauchten Lappen abreibt. Man läßt das Mehl einige Minuten auf dem Handschuh und bürstet es dann mit einer weichen Bürste aus.

Neue Schwämme reinigen sich am besten durch festes Regenwasser, in dem sie einige Tage liegen und öfter ausgedrückt werden müssen, um allen Sand zu entfernen. Oder man legt sie einen Tag lang in warmes, schwaches Sodawasser und spült sie dann in kaltem Wasser gründlich aus. Durch heißes Wasser werden die Schwämme hart und schrumpfen ein.

Bratkartoffeln werden schön braun, wenn die Kartoffelscheiben zuvor leicht mit Mehl bestäubt werden.

Milchflecke werden mit warmem Wasser ausgewaschen und danach mit Eigelb bestrichen, das man eintrocknen läßt. Dann bürstet man das Eigelb fort und reinigt mit lauem Wasser nach. **Rupflecke** reinigt und erhält man weich durch Auswaschen in Salzwasser. Während des Trocknens muß man sie öfter mit den Händen weichreiben.

Flecke mit Salmiakgeist bearbeitet, hinterlassen leicht hellere Stellen: um diese zu entfernen, befeuchtet man sie mit schwachem Essigwasser.

Schnittblumen bleiben lange frisch, wenn im Wasser ein Stückchen Soda liegt.

Kofflecke aus Leinen entfernt man mit Zitronensaft und Salz.

Betten, die nicht in Gebrauch sind, schlägt man in ein Tuch oder in Zeitungspapier ein, das man mit Terpentin besprengt, um Motten fernzuhalten.

Ist beim Kuchenbacken der Ofen zu heiß, so genügt es, eine Schüssel kaltes Wasser neben den Kuchen in den Ofen zu stellen, um die Hitze zu vermindern.

Beim Scheuern des Küchentisches reibe man ihn vorher mit einer Zitronenschibe ein, ehe man ihn mit heißem Seifenwasser schenert.

Leppiche frischt man auf, wenn man sie nach gründlichem Klappen und Bürsten mit einer Mischung von Seifenwasser und Terpentin (auf 4 Liter Wasser zwei Teelöffel Terpentin) bürstet.

Allerlei.

Der Fleischverbrauch der Nationen. Das Internationale Statistische Amt gibt eine Aufstellung über den Fleischverbrauch in den verschiedenen Ländern heraus. Danach entfallen auf den Kopf der Bevölkerung in Deutschland im Jahre 1924 40,7 Kilogramm Fleisch (gegen 52,7 im Jahre 1907); bei England werden für 1922 33,8 Kilogramm angegeben, bei Frankreich 1904 36,3 Kilogramm. An erster Stelle der Tabelle steht im übrigen Argentinien mit 172,2 Kilogramm, an letzter Italien mit 11 Kilogramm.

Die Eheschwege im Auslande. In noch stärkerem Maße als in Deutschland haben in den letzten Jahren auch in Amerika die Ehescheidungen zugenommen. Aus einer kürzlich von 26 Staaten der nordamerikanischen Union veröffentlichten Statistik geht hervor, daß in diesen Staaten die Zahl der Ehescheidungen von 1924 bis 1925 von 59.631 auf 62.605 gestiegen ist. Schon im letzten Jahre konnte festgestellt werden, daß ein Sechstel aller Ehen wieder geschieden wurde. Die Zahl der Eheschließungen überhaupt ist, wohl zum Teil auf Grund dieser Tatsache, von 390.610 auf 385.365 zurückgegangen. Während jedoch immerhin in Amerika sehr moderne Anschauungen über das Eheleben herrschen, ist in Holland die Ehegesetzgebung noch außerordentlich rückständig. Die dort in Geltung befindlichen Gesetze stammen bereits aus dem Jahre 1898, haben also das ehrwürdige Alter von fast neunzig Jahren und tragen deshalb modernen ethischen und sozialen Anschauungen über die Ehe keine Rechnung. In holländischen Frauentreisen macht sich deshalb eine sehr lebhafteste Bewegung geltend, die eine Reform der veralteten Ehegesetze bezweckt.

Amerer Regenwurm! Nach einem starken Regen findet man oft zahlreiche tote Regenwürmer auf dem Erdboden. Sind sie ertrunken? Schon Darwin hat das bezweifelt, denn dann wären sie wohl in ihren Höhlen angekommen. Er nahm vielmehr an, sie seien schon krank gewesen und an der Oberfläche der Erde verendet. Nun hat man inzwischen festgestellt, daß ein Regenwurm überhaupt nicht im Wasser ertrinkt. Die Todesursache ist vielmehr das Licht, das die Regenwürmer nicht vertragen können. Schon eine fünfstündige Belichtung kann ihnen den Tod bringen. Auch eine Wärme von etwas über 30 Grad Celsius ist unbedingt tödlich für sie.

Weiteres.

Das Elefantenbeeftal. In Berlin eröffnet ein Gastwirt ein neues Lokal und hängt ans Fenster ein Schild mit der Aufschrift: „Hier kann man alle Speisen der Welt zu essen bekommen!“ Eines Tages kommt ein Amerikaner und sagt zum Kellner: „Bringen Sie mir ein Beeftal vom Elefanten.“ — Der Kellner läuft ganz bestürzt zum Wirt und sagt: „Sehen Sie, das haben Sie nun von Ihrer verrückten Reklame. Der Wirt sieht so ein blödsinniger Amerikaner und will ein Elefantenbeeftal haben. Was machen wir nun?“ — „Zogen Sie ihm,“ befahl der Wirt, „wegen einer Portion schneiden wir den Elefanten nicht an.“

Kapitalbeschaffung. In ein Schreibbureau kommt eine hochblonde junge Dame. Mit einem Anliegen. „Könnten Sie mir sofort einen kleinen Brief nach Diktat schreiben?“ Man kann es. Die junge Dame diktiert: „Mein lieber Freund! Ich bin in großer Not. Du bist der einzige, an den ich mich wenden kann. Du bist der einzige, den ich je ge-

liebt und dem ich den Beweis dafür gab. Laß mich nicht im Stich! Ich weiß nicht, was ich tun soll, wenn selbst du, Einziggeliebter, nicht hilffst. Deiner unglücklichen Emma.“

— „Deiner unglücklichen Emma,“ wiederholte das Schreibfräulein. — „Schön. Und diesen Brief schlagen Sie hundertmal durch und schicken Sie mir heute noch alles zu,“ sagte die junge Dame, ging hinaus und war wieder für einige Zeit aller Sorgen bar.

Die Höhe. „Der Meyer wohnt so hoch, daß er sich seine Zigaretten abends am Mond anzünden kann.“ — „Imponiert mir gar nicht. Ich wohne mit meiner Frau und Schwiegermutter zusammen.“ — „Na, und?“ — „Da höre ich jeden Tag die Engel im Himmel pfeifen.“

Laßt alle Hoffnung fahren! Die Freunde fanden ihn, wie er ziellos durch die Straßen irrte mit einem geschwollenen Auge und einer Kücke in den Vorderzähnen. Mitleidig nahmen sie ihn unter den Arm und sagten zu ihm: „Komm, alter Junge. Wir wollen dich nach Hause bringen zu deiner Frau. Die wird dich pflegen.“ — „Nur das nicht,“ söhnte er, „von der hab' ich ja die Dinger gekriegt.“

Multiplikation. „Ich verstehe dich wirklich nicht, lieber Freund, der Arzt hat dir nur ein Glas Wein täglich erlaubt und jetzt schenkst du dir schon das fünfte ein!“ — „Was willst du? Ich habe ja fünf Doktoren.“

Amerikanischer Humor. Vater: „Sag mal, mein Junge, warum arbeitest du nichts? Was ist das mit euch jungen Leuten bloß für eine Wirtschaft! Als ich vor dreißig Jahren anfang, habe ich 3 Dollar in der Woche verdient. Nach fünf Jahren gehört der Laden mir.“ — Sohn: „Du magst schon recht haben, Papa, aber so einfach ist das heute nicht mehr, leider! Heutzutage haben sie Registrierkassen!“

Abwehr. Hausherr: „Was ist das für ein Lärm in der Küche?“ — Stubenmädchen: „Der Schanzmann wollte mich küssen.“ — Hausherr: „Und das liehen Sie sich nicht gefallen.“ — Stubenmädchen: „Der Briefträger ließ es sich nicht gefallen.“

Rätsel-Ecke.

Silberrätsel.

Aus nachstehenden 49 Silben sind 21 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen einen Spruch von Matthias Claudius ergeben. (Es gilt als ein Buchstabe.)

ab bach ber bert blis bus da den dat de dee der di e e ei er fal gi i i in lo leh mar mor nar nar ne nob nis nor pos re re rei reu rist se sil sphen tel ten to tou tri wech zi. — Die zu erratenden Wörter haben folgende Bedeutung: 1. Türkische Wasserpeife; 2. Beweismittel; 3. Fluß in Schleswig-Holstein; 4. Geflechtsart; 5. Widertwillen; 6. Betäubung; 7. Stern; 8. Einfall; 9. Edelmetall; 10. Ballsport; 11. überseeische Handelsniederlassung; 12. Stadt in Schlesien; 13. Dichtungsart; 14. weiblicher Vorname; 15. Stadt in Italien; 20. berühmter Weißwein; 21. Wanderer.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Zahlenrätsel: Spielbogen; Pilsen, Jüge, Eisen, Leine, Vogel, Affen, Gips, Opa, Neapel.

Versträstel: Tiegel—Egel.

Duodraträtsel: 1. Arim, 2. Grot, 3. Berg, 4. Koon; Kilo, Suez.